

Hinrich Lühmann

Happy ending - Fiktionen des Heils

Der Anspruch auf Heil ist Substrat aller Ansprüche, die unser Leben regieren. Da ist allenthalben der Anspruch auf Gewißheit, Klarheit, Nettigkeit, auf Klinik und Sauberkeit. Da es Heil nicht gibt, sind es die Wege zum Heil, die wir suchen - Anspruch auf Heilung. „Pursuit of happiness“ - westliches Lebensideal seit der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung. Das Besondere unseres Zeitalters ist die Überzeugung, dieser Weg stehe nicht in der Gnade einer dritten Instanz, sondern sei definierbar, gangbar, käuflich. Das impliziert Verstehen und Beherrschen der Wege zum Heil, der Werkzeuge und Theorien, insbesondere des Wissens, Habbarkeit und Handhabbarkeit von allem. Die Wissenschaft kann nicht aufhören wollen, die Welt restlos, Restelos zu begreifen; Präntention des wissenschaftlichen Wissens auf Universalität. Die Administration wird noch in der letzten zwangsneurotisch-paranoiden Selbstfesselung ihrer Regulative restlos alle Individualfälle antizipieren, generalisieren, sie erfassen wollen. Geld soll uns alles in die Hände spielen. Politik und Wirtschaft glauben alles managen zu können. Kleinteiligkeit, Taylorisierung: die Auflösung des Tuns in definierbare Schritte. Alles im Namen eines zu erreichenden Heils.

Da macht Freuds Werk Skandal. Er schreibt an Jung: „Ich sage mir oft zur Beschwichtigung des Bewußten: Nur nicht heilen wollen, lernen und Geld erwerben! Das sind die brauchbarsten bewußten Zielvorstellungen!“¹ Kein happy ending; keine Heilung. Nun wird jeder, der Psychoanalyse betreibt, immer wieder erfahren, wie wenig da zu regieren,

zu kontrollieren und im Hinblick auf ein gutes Ende bewußt zu steuern ist, obwohl er immer wieder unter dem Anspruch steht, ein Leben zum Guten zu wenden. Ein Anspruch nicht nur des Analysanten, sondern auch unser eigener.

Wenn uns dieser Heil-Wunsch besonders plagt, wir uns beherrschbare Techniken und Regeln wünschen, wenn wir über „Heilung“ sprechen und nicht sicher sein können, ob es sie gibt, wie sie zu erreichen ist und womit der Weg dorthin zu bezahlen wäre - warum schauen wir dann nicht dort nach, wo sich zu Tränen rührende Heilung immer wieder wunderbarlich vollzieht: zum Beispiel in Drama und Roman? Dort gibt es ihn, den guten Ausgang, das happy ending. Er ist nirgends beglückender formuliert als in den Worten „Und es war alles, alles wieder gut“. So steht es in Eichendorffs Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts“.

Und es war alles, alles wieder gut

Eichendorff hat diesen Satz gewiß nicht erst erfunden. Das ist ein tröstender Satz, den wir nach Kinderkummer sagen oder als Kind gehört haben: „Weine doch nicht mehr, es ist doch alles, alles wieder gut!“ Ein Satz, der zu Tränen rühren kann. Ein bergender Satz, ein kindbeglückender Satz, der gesprochen wird, wenn man einander in den Armen hält.

Ein arbeitsscheuer junger Mann wird im Frühling von seinem Vater, einem Müller, rausgeschmissen. Er wandert fröhlich drauf los, singt dabei einige Lieder, die zum deutschen Liederschatz gehören werden. „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt“, zum Beispiel. Er gelangt in die Nähe von Wien, wird dort Gärtnerbursch und Zolleinnehmer, lebt in Schlafrock und Schlafmütze in den

Tag hinein und ist verliebt in Aurelia, eine „schöne gnädige Frau“ des Schlosses, wo seine Zolleinnehmerhütte steht. Er hält sie für die Herrin, singt für sie und bringt ihr Blumen. Verwechslungsspiele auf der Ebene der Herrschaft reißen ihn in einen Strudel von Verwicklungen und Entfremdungen bis hin zum Geschlechtertausch und Identitätsverlust, führen ihn nach Italien und schließlich wieder zurück auf das Gut. Hier nun kommt es zum happy ending: Die Täuschungen und Vertauschungen haben ein Ende. Das Unheile wird heil. Er erhält er die angesungene „Dame“. Sie ist aber gar nicht die Herrin, sondern ein Mädchen seines Standes, beiden wird von der Herrschaft ein kleines Schloß geschenkt. Mit der Verlobten knackt er am Ende in aller Gemütlichkeit Mandeln, das kleine Schloß glänzt im Mondenschein, sie träumen von Rom und seinen Fontänen. „Und es war alles, alles gut.“ Und in der Tat, alles ist eingerechnet. Dem Helden sind für sein Singen und Sträußebinden ein hübsches Haus, eine Frau und ein bürgerliches Auskommen zugefallen. Ein Kind wird sicherlich folgen. Grund genug, daß beide, wie es heißt, „zufrieden in die stille Gegend hinaussehen“. Das gemahnt an manche psychoanalytische Fallgeschichte, wo die subjektive Zufriedenheit der Patienten, soziale Anerkennung, materielle Sicherheit und Familiengründung das gelungene Ende einer Analyse signalisieren.

Aber sehen wir ein wenig genauer hin: dieses Heil wird auch als Unheil denunziert, der Satz „und es war alles, alles gut“ ist eine Lüge.

„Mir war so wohl, wie sie so fröhlich und vertraulich neben mir plauderte, ich hätte bis zum Morgen zuhören mögen. Ich war so recht seelenvergnügt und langte eine Handvoll Knackmandeln aus der Tasche, die ich noch aus Italien mit-

gebracht hatte. Sie nahm auch davon, und wir knackten nun und sahen zufrieden in die stille Gegend hinaus.- 'Siehst du', sagte sie nach einem Weilchen wieder, 'das weiße Schlößchen, das da drüben im Mondschein glänzt, das hat uns der Graf geschenkt, samt dem Garten und den Weinbergen, da werden wir wohnen.' Sie sagt: '... Wenn Du dich nur etwas vornehmer hieltest, ... Du mußt dich jetzt auch eleganter kleiden.' - 'Oh', rief ich voll Freuden, 'englischen Frack, Strohhut und Punphosen und Sporen! Und gleich nach der Trauung reisen wir fort nach Italien, nach Rom, da gehen die schönen Wasserkünste'- Sie lächelte still und sah mich recht vergnügt und freundlich an, und von von fern schallte immerfort die Musik herüber, und Leuchtkugeln flogen vom Schloß durch die stille Nacht über die Gärten, und die Donau rauschte dazwischen herauf - und es war alles, alles gut!"

Der wohlversorgte Schmarotzer von einst ist wieder in infantiler Geborgenheit gelandet. Man muß Eichendorffs der barocken Emblematik verhaftete Symbolwelt kennen, um die Signale lesen zu können. Der Bursche stammt aus einer Mühle, die mit ihrem gleichmäßigen Rundlauf den irdischen Leerlauf, fehlende Transzendenz, den Mangel an Begehren signalisiert. Nach einem Ausflug in das Leben ist er nun in diese Ausgangswelt zurückgekehrt. Der Mond, der das neue Eigenheim mit falschem Glanz bescheint, die römischen Wasserkünste, sie gehören in dasselbe Bedeutungsfeld. Der Mond ist in emblematischer Tradition ein Zeichen der Weltverfallenheit, des Irdischen, und die römischen Fontänen als künstliche Pracht konnotieren die gleiche Endlichkeit und Kreisläufigkeit wie des Vaters Mühle. Knackmandeln und moderne englische Touristenbekleidung, mit der der frühere

Taugenichts seine Frau und sich ausrüsten will, tun ein übriges.

Der Taugenichts ist nach dem Intermezzo der italienischen Täuschungen, in denen er eine Weile nicht er selbst und damit gerade er selbst sein durfte, wieder ein Spießer geworden; er hat zu seiner alten Mühlenexistenz, aus der der Vater ihn werfen mußte, zurückgefunden - und genau darin taugt er nichts. Denn er ist zufrieden. Er, der ein Stück seines Lebens Vagant war, hat sein Begehren verraten: kein Lied schließt die Novelle, sondern das kalte Licht des Mondes: Endlichkeit. Eine kleine Bewegung ist zu Ende gekommen. Die erreichte Vereinigung der Liebenden und ihre Zufriedenheit: sie öffnen nichts, sie schließen ab, und sie schließen das Begehren aus. Dieses zu Tränen rührende Heil ist Unheil. Vielleicht deshalb die Tränen.

Nun o Unsterblichkeit bist Du ganz mein

Noch deutlicher wird die Bedenklichkeit gelungener Heilung in Kleists Drama „Der Prinz von Homburg“. Welch ein glückliches Ende krönt dieses Drama!

Der Prinz, Sie erinnern sich, träumt zu Beginn vom Kranz des Ruhms, von der Kette des Fürsten und von dessen Pflgetochter Natalie. Diesem Traumbild nachsinnend überhört er Anweisungen zur Schlacht bei Fehrbellin und greift ohne Erlaubnis in den Kampf ein. Er erringt dadurch den Sieg für Brandenburg, wähnt sich auf der Höhe des Ruhmes, verlobt sich mit Natalie - da wird er wegen Ungehorsams festgesetzt und zum Tode verurteilt. Er winselt um Gnade, begreift dann aber, daß er ohne Gesetz nicht sein kann, und bejaht die Strafe. Als er wähnt, hingerichtet zu werden, da begnadigt

ihn der Fürst und versöhnt sich mit ihm. In einer Szene, analog der zu Beginn geträumten, erhält er Kette, Siegerkranz und Braut. „Und es war alles, alles wieder gut!“ Die nicht in die heile Welt passen, ihnen gilt der Fluch: „In Staub mit allen Feinden Brandenburgs!“ Ein Bilderbuch-Happy-End im Fackelglanz, mit Trompetengeschmetter und innigster Umarmung.

So scheint es. Aber diese traumhafte Gelungenheit wird mit einem Ausschluß bezahlt. Denn Fülle ist immer nur um den Preis eines Ausschlusses zu haben. Hier radikaler noch als im „glücklichen“ Ende des „Taugenichts“. War dessen genügsam-auskömmliche und wohladaptierte Spießereexistenz, die das Begehren verwirft, doch immer als „Alltagsleben“ (wie verkrüppelt auch immer) denkbar, so ist das, was Homburg erreicht, nur im Wahnsinn möglich oder - im Traum. „Ein Traum, was sonst!“ ruft der wackere Kottwitz. Dieser Satz ist nicht wie der billig gewordene Topos „Das Leben ein Traum“ zu verstehen, sondern: die Homburgsche Lösung ist ein Traum, und sie wäre, lebte man sie, ein Wahn. Ausgeschlossen ist das Leben.

Was wird denn da so glücklich gelöst? Der Prinz begehrt den Platz des Fürsten (Kette und Kranz), und er begehrt eine Frau, über die der Fürst verfügt. Noch genauer; er, der am Platz des Sohnes in diesem Drama ist, begehrt inzestuös jene, die auf dem Platz der Tochter ist, auf einem Platz, der übrigens, wie gezeigt werden könnte, mit dem der Mutter verschmilzt. So weit, so schlimm, es grüßt der Ödipus. Aber: die Erfüllung dieser Wünsche verlangt der Prinz gerade aus der Hand dessen, gegen den diese Wünsche sich richten und dessen Verschwinden oder Erniedrigung die Voraussetzung

der Erfüllung ist: aus der Hand des Vaters, der als Vater und Fürst Repräsentant des Gesetzes ist.

Homburg verlangt, daß das Gesetz sich selbst abschafft. Dieses Dilemma ist im Hiersein nicht zu lösen; wer ihm erliegt, der wird verrückt, ist stillgestellt in Tagtraum und Traum, kann nicht leben, so wie Homburg das Drama hindurch stets träumend, handlungsunfähig, stillgestellt ist. Keine Lösung von dieser Welt, keine Lösung für diese Welt. Der im Heil Gefangene kann im Hier nicht leben.

Zur heilen Welt gelangen wir nur, wenn das Gesetz sich aufhebt. Das Drama 'Der Prinz von Homburg' zeigt dies als erfüllt, sagt aber auch, was solche Erfüllung wäre: Wahn und Traum.

Utrecht

Wenig anders im Zerbrochenen Krug. Unter einem Vorwand gelingt es Dorfrichter Adam, bei dem Mädchen Eve vorgelassen zu werden, das er verführen will. Eves Verlobter Ruprecht überrascht sie; der Dorfrichter flieht unerkant, ein Krug geht dabei zu Bruch. Eves Mutter, Frau Marthe, verklagt am nächsten Tage Ruprecht wegen des zerbrochenen Kruges bei Richter Adam. Der kann das Geschehen nicht so manipulieren, wie er gern wollte, weil ein Vertreter der vorgesetzten Behörde dem Verfahren beiwohnt. Schließlich kommt die Wahrheit ans Licht. Der Richter läuft unter Spott und Verwünschungen davon. Ruprecht und Eve fallen einander versöhnt in die Arme. Alles, alles wieder gut?

Nein, diese schöne Wiedervereinigung hat ihren Preis. Zwar, der das Recht durcheinanderwarf, Adam, der ist fort. Aber das Stück zeigt, daß die Perversion des Rechtes gar nicht

hätte wirksam sein können, wenn die Personen einander vertraut hätten, gäbe es ein Wissen vom Anderen auch gegen den Augenschein. Wir kennen das Thema aus der 'Marquise von O.' Dort „beweist“ die Schwangerschaft, daß die Marquise unkeusch war, sie weiß, daß sie es nicht war. Ihr Vater kann ihr nicht glauben. Und so können Rupprecht und Marthe der Eve nicht vertrauen. Könnten sie's, vermöchten sie's, dann hätten wir die heile Welt. Aber Kleist zeigt, daß es eben dies nicht gibt. Angesichts dieser Ungeheuerlichkeit, daß Gewißheit und Vertrauen versagen müssen, ist die Versöhnung schal, weil sie die Unmöglichkeit dieses Anspruches überdeckt. Die Handlung hat die Unmöglichkeit, voneinander das Richtige zu wissen, so durchdekliniert, daß keine Heilung, kein „goldnes Mädchen, Herzens-Braut!“ darüber hinweghelfen kann. Das Happy ending unterstreicht vielmehr die bittere Wahrheit, daß die Einheit im Wissen seit jeher verloren, eine Fiktion ist. Daß Heil und Vertrauen nicht sind, das ist die eigentliche Lehre des Zerbrochenen Kruges. Sie werden auch nie sein; denn alles bleibt „beim Alten“. Der Dorfrichter wird wiederkehren. Nach der durchgemachten Erfahrung werden die alten Verhältnisse wieder herrschen. Das übliche Happy ending der Komödie, das hier auch den Hauptübeltäter, den bösen Richter, einbezieht, ist für Kleist ein Mittel, das Ungefüge des Lebens: Macht, Machtmißbrauch, Gewalt und die Unmöglichkeit der Einheit im Wissen, weiter bestehen zu lassen.

Das zentrale Symbol der Unheilbarkeit ist der „Krug“. Er hat einen sehr besonderen Schaden genommen. Frau Marthe Rull, die ihn liebevoll beschreibt, sie beklagt, liest man den Text genau, nicht, daß er in Scherben zerfiel, sondern sie beklagt das Loch, das er erhielt. Um dieses Loch herum wa-

ren Bildergeschichten zu sehen, Geschichten der niederländischen Historie. Manche Interpreten haben den Krug als Symbol der verlorenen Unschuld Eves gesehen, bei der der alte Adam vielleicht doch zum Erfolg gekommen ist. Das mag sein. Ich denke, wir können ihn auch als schönes Beispiel für das je verlorene Objekt sehen. Die Erzählung der Frau Marthe Rull versucht, indem sie den Mangel beklagt und erzählend die Geschichte rekonstruiert, die nun nicht mehr zu sehen ist, das Loch wenigstens so zu heilen, daß die gewesene geschlossene Schönheit des Kruges im Imaginären vor den inneren Augen der Zuhörer wieder ersteht. Die zähe Ausführlichkeit der Marthe ist schwer erträglich. Aber genau darin ist die Szene wahr und lebensecht. Dort, wo ein Trauma war, reden wir und können nicht aufhören damit. Wir erzählen um jene besonderen Löcher im Symbolischen, die uns unsere Lebenstraumata geschlagen haben, „herum“ unsere Lebensgeschichten mit ihren unendlichen Wiederholungen. Nichts anderes macht Frau Rull. Allerdings: sie führt uns auch vor Augen, daß diese Traumata nur zu umreden, nicht aber zu heilen sind.

Sie, und darin ist sie die eigentliche komische Person des Stückes, wird nicht aufhören, das Unmögliche zu fordern, nämlich, daß dieser Mangel, dieses Loch geflickt werde. Dies erst ist für sie Gerechtigkeit; und die eigentliche Aufgabe des Gesetzes ist ihr: den Mangel zu heilen. Damit verkennt sie fundamental, was das Gesetz eigentlich ins Werk setzt, nämlich den Mangel. Recht ist für sie in komischer Verkenning Gerechtigkeit; und Gerechtigkeit ist ihr Heilung des Zerstörten: „Dem Kruge“, fordert sie, soll „sein Recht geschehen.“ Nicht für sich will sie das Recht, sondern für das zerstörte Ding. Also auch hier das, was wir im Homburg fan-

den: ein Gesetz soll wirken, das die Kastration aufhebt, die doch immer Wirkung des Gesetzes ist.

Durch einen kleinen Kunstgriff wird von Kleist die Unmöglichkeit dieser Wunscherfüllung ausgesprochen: Die Heilung nämlich ist nur in „Utrecht“ möglich. Dorthin wird Frau Marthe vom Gerichtsrat geschickt. Ich weiß nicht, wie man das ausspricht, und halte mich an die Buchstaben. Heilung ist nur zu haben in „Ut-Recht“. Sagen wir: in „Außer-dem-Recht“; also im Nirgendwo, dem unmöglichen Ort.

Einem Ort außerhalb der Symbolischen Ordnung, demselben Ort vielleicht, wohin sich der Prinz von Homburg träumte. U-Topos, Utopie, Ut-Recht. Ein unmöglicher Überschuß an Gerechtigkeit; im vielfachen Sinn ein Plus de justice. Das wäre freilich ein wahrer Freudenort - in den Worten des Prinzen:

„Nun, o Unsterblichkeit, bist Du ganz mein!
Du strahlst mir durch die Binde meiner Augen,
Mir Glanz der tausend Sonnen zu!“

Hier wäre der Ort, wo Lacans rätselhafte Jouissance wohnte, die nur zu wünschen, nicht zu haben ist und hätten wir sie, sicher nicht zu ertragen wäre.

Heilung als Rückgriff

Ihrer Struktur nach hatten unsere Beispiele eines gemeinsam: sie enthielten das 'Es war alles, alles wieder gut'. Der Taugenichts war wieder in einem mangellosen Alltagsleben, nachdem ihn ein paar Abenteuerchen angeweht hatten. Rupprecht und Eve hielten einander wieder versöhnt in den Armen. Der Prinz von Homburg erlangte wieder das bereits Geträumte. Das heißt: diese Heilungen sind Beschwörungen eines einst Gewesenen, Rückgriff, geglückte Wiederholung.

In der Vita der Subjekte wird zurückgegangen, wird zurück-erzählt, wird zurückgeblickt auf das Bild eines früheren Zustand des Heils. Retablierungen einer angeblich gewesenen heilen Zeit, wo das Gesetz nicht gegolten hat. Auf diese Spur brachte uns bereits Kleists Prinz von Homburg. Was das bedeutet, läßt sich noch schöner in den letzten Sätzen der Marquise von O. zeigen.

Vater und Tochter halten. einander versöhnt und schluchzend in den Armen. Da liegt die Tochter in den Armen des Vaters,

„indessen dieser ... lange, heiße und lechzende Küsse, das große Auge voll glänzender Tränen, auf ihren Mund drückte: gerade wie ein Verliebter! Die Tochter sprach nicht, er sprach nicht; mit über sie gebeugtem Antlitz saß er, wie über das Mädchen seiner ersten Liebe, und legte ihr den Mund zurecht und küßte sie“. Die Mutter beobachtet dies durchs Schlüsselloch und will die „Lust der himmelfrohen Versöhnung“ nicht stören, „ [...] da er eben wieder mit Fingern und Lippen in unsäglicher Lust über dem Munde seiner Tochter beschäftigt war.“²

Das happy ending verrät sich hier als Zeit inzestuöser Seligkeit. Fülle, Ganzheit, Satttheit sind ein Wonnezustand „vor“ der Kastration, vor der Durchsetzung des Inzestverbotes, dem greifbaren Gesetz für die dem Menschen nicht zu ersparende Unmöglichkeit des vollen Genießens.

Aggressivität

Diese Zeit ist nur als eine unterstellte, nie wirklich gewesene zu denken. Aber: sie zu denken - dazu sind wir gezwungen. Und damit ist sie, wenn wir mit unserem Begehren im Alltag stocken, stetige Verlockung als ein mögliches Wiederzuerlangendes. Wollen wir vorkastratives Heil erreichen, dann müssen wir all das verwerfen, was ihm widerspricht. Dies geschieht in der gleichen Intensität, wie wir es zu leben versuchen. In dem gleichen Maß, wie wir uns dem Heil nähern, geraten wir in Aggression und Rassismus.³ Denn mit der Beschwörung des vorkastrativen Heils wird das Andere, Störende und Böse, das unabweisbar zu unserem eigenen Leben gehört, geleugnet. Damit wir seiner gewahr werden können, müssen wir es personalisieren und an der anderen Person, an der anderen Gruppe, an der anderen Nation festmachen. Denn mit der Verwerfung dessen, was im Ideal nicht aufgeht, ihm fremd, ihm „anders“ ist, wird eine Wahrheit verdeckt. Die Wahrheit nämlich, daß das Unzugängliche und Ungängige, das Unheile, das Andere, nirgendwo anders, sondern unser ist, insofern wir Wesen von der Sprache her, Sprechwesen, überspitzt: Gesprochene sind.

So ist das Andere jedem von uns eigen, besser: wir sind ihm eigen - in dem Sinne, daß wir, insofern wir sprechen, unter das Andere der Sprache gestellt sind, gleichsam an ihm angehängt sind. Dieses Andere ist das Andere als Ort der Signifikanten. Wir sind nicht die souveränen Ich-Subjekte, für die wir uns gerne halten, sondern sind Subjekte in einem anderen Sinn: Sub-Jekte, Subjizierte, den Signifikanten, ihren Verknüpfungen, ihrem Gleiten Unterworfenene.

Ein schneller Fluchtweg aus dieser schwer erträglichen Entfremdung unserer Existenz bietet sich dadurch an, daß das Andere nicht nur, aber auch im Anderen als meinesgleichen ist, in dem anderen als Person, die, weil ebenfalls dem Gesetz der Signifikanten unterstellt, mir das Andere repräsentiert. So können wir glauben, die Andersheit dadurch besser zu ertragen, daß wir sie uns in der Person des Anderen handhabbar als ein wirklich räumlich außer uns Seiendes, von uns getrenntes ganz Anderes vorstellen, hinstellen, vor Augen stellen. Vergleichbar dem phobischen Objekt, das eine Handhabbarkeit des Unerträglichen ermöglichen soll, das wir in diesem für uns ganz und gar anderen Objekt vernichten oder fliehen zu können hoffen.

So können wir denn wieder glauben, daß sich unser Ideal der Regierbarkeit und Handhabbarkeit der Welt durchsetzen läßt: Indem wir das Unregierbare außer uns setzen, kann es Gegenstand unseres bewältigenden Handelns werden. Wir verorten, was eigentlich unser Teil ist, im Anderen, um es in Fesseln zu schlagen, zu erobern oder zu vernichten. So kommt es, denke ich, daß wir in Aggressivität und Rassismus leben - in dem Maße wie wir heil sein wollen und Gesetz und Kastration nicht ertragen können.

Schlußbemerkung

Wir waren ausgegangen von Freuds Wort; „nur nicht heilen wollen“; haben uns gefragt, warum er wohl „Heilung“ ablehne, warum vielleicht Heil und Geheiltsein obsolet sein könnten, und haben einige Dichter, denen ich vertraue, befragt, wie heil denn ihre Happy endings waren. Wir sehen, daß in all den glücklichen Ausgängen, je glücklicher und heilvoller sie waren, sich Unglück und Unheil verbirgt. Deren Quelle ist

die Leugnung des Gesetzes, dem doch keiner entgehen kann. Dort, wo gleichwohl Heil und Gelungenheit und Fülleglanz regieren oder regieren sollen, lauern Aggressivität und Rassismus.

Und so ziehe ich denn allen Heilungsversprechen ein anderes Freudsches Wort vor: es erschien in den „Studien über Hysterie“: Danach ist viel gewonnen, wenn es gelingt, „hysterisches Elend in gemeines Unglück zu verwandeln“.⁴ Deshalb: nur nicht heilen wollen!

Anmerkungen

- 1 Brief an Jung vom 25.1.1909. In: S.Freud, C.G. Jung Briefwechsel; hg. v. W. McGuire und W.Sauerländer; Frankfurt (M), 1974, S. 224.
- 2 Kleist, *Sämtliche Werke*, Hanser, Bd.2, S.138.
- 3 Vgl. hierzu: Hinrich Lühmann, *Feind-Seligkeit*. In: Brief der psychoanalytischen Assoziation. Nr.11, Berlin, 1993, S.35-54
- 4 S.Freud, „Zur Psychotherapie der Hysterie“; StA, Ergb.,S.97.